

Gesellschaft

„Du darfst doch nicht schummeln, Du bist doch Pfarrerskind!“

Innenansichten aus der evangelischen „Institution Pfarrhaus“

– von Elias Wendebourg –

Angela Merkel ist es, Hermann Hesse ebenfalls, Friedrich Nietzsche, Gottfried Benn – und ich. Wir alle wurden es nicht, sondern waren es einfach: Pfarrerskinder. Ein „Status“, den man nicht wählen kann und der das eigene Leben prägt. Häufig waren oder sind es die Väter, die Pfarrer sind und deren Berufswahl die Kinder formt. So war es auch bei uns, und deswegen beginnt diese Geschichte auch im Arbeitszimmer meines Vaters.

Dieses Arbeitszimmer, gleichzeitig Dreh- und Angelpunkt unserer Gemeinde im Münchener Süden, lag ebenerdig, etwas dunkel, mit einem Fenster Richtung Norden. Ein großer Schreibtisch, eine Sitzgruppe und unzählige Bücher – vor allem aber zwei Türen: schwere, schallisolierte Holztüren, rechts eine zu unserem Hausflur hin, links die andere zum Gemeindesekretariat. Mein Vater konnte also von der einen Seite offizielle Besucher empfangen und durch die andere zum Mittagessen gerufen werden.

In dieser Doppelzugehörigkeit – rechts die Familie, links die Gemeinde – stand sein Leben als Pfarrer, aber nicht nur seines, sondern auch unseres, das der Pfarrfamilie. „Hier leben, lieben, streiten ...“ stand auf dem Familienklingelschild über unseren sechs Namen, und man hätte hinzufügen können: „...und stehen für gemeindliche Aufgaben bereit“.

Das ist wohl das Charakteristische, wenn ich an das Arbeitszimmer meines Vaters denke, diesen eher dunklen, mit Büchern, VHS-Videokas-

setten, Luther-Quartetten und Briefmarken für Bethel bis unter die Decke gefüllten Raum: diese zwei Türen. Sie repräsentierten wohl am besten, dass der, der in das Amt des Pfarrers ordiniert wird und es ernst meint mit diesem Beruf, nicht länger nur Privatmann ist: Er lebt auch für die Gemeinde. Und erst wenn man sich diesen großen Anspruch deutlich macht, versteht man, was das Leben im Pfarrhaus prägt: dass es immer auch – und häufig zuerst – um „die Sache“, um die Verkündigung des Evangeliums in Wort und Tat, geht und dann erst um das eigene persönliche Leben.

SYMBIOSE VON GEMEINDE UND FAMILIE

Natürlich sind wir viele Kinder (vier), „seid fruchtbar und mehret euch!“, so beginnt die Bibel und so beginnt die Pfarrfamilie. Unser Pfarrhaus: stattlich und großzügig angelegt, mit Pfarrgarten. Eigentlich war auch der Gemeindegarten immer Teil unseres Reiches zum Spielen als



BILD: PRIVAT
Elias Wendebourg, geb. 1987 in Lindau, ist in München aufgewachsen und studiert seit 2009 Theologie, zunächst in Heidelberg, dann in Durham (Großbritannien) und zur Zeit in Berlin.

BILD: © THOMAS MAX MÜLLER / PIXELIO.DE
Einladend, gemütlich und jederzeit für alle offen – so stellt man sich ein Pfarrhaus vor.

Kinder, so wie unsere Kinderzimmerlampen oder später Musikanlagen auch immer wieder Teil des Kindergottesdienst-Bestandes waren. Ein Leben in dieser Symbiose von Gemeinde und Familie gehört unvermeidlich zum Stil eines Pfarrhauses. In unserer Freizeit falteten wir hunderte Gottesdienstzettel, dafür konnten wir unsere eigenen Gartenpartys auf den Bierbankgarnituren der Gemeinde feiern. Und so, wie wir das Faxgerät nutzen konnten, wenn wir es brauchten, war natürlich unser Privattelefon (trotz Nicht-Veröffentlichung der Nummer im Telefonbuch) schnell das zweite Gemeindetelefon geworden.

Morgens halb acht, erstes Klingeln: „Ob man nochmal schnell die Mutter wegen der Figuren für den Krabbelgottesdienst sprechen könnte?“



BILD: HO-IMAGES

Das Gemeindeleben ist vielfältig und die ganze Pfarrfamilie wird gerne eingebunden ...

– Mittags, kurz nach dem Tischgebet, der Kantor: „Ob wir wüssten, wo die Lieder für die heutige Hochzeit seien?“ – Nachmittags, Viertel vor vier: „Wie das eigentlich genau geplant sei mit den Farben zum Ostereiermalen? – und überhaupt, es fehle noch für die Osterkerze etwas vom dunkelroten Bastelwachs!“ – Halb

neun: „Die Mutter habe sich immer noch nicht wegen der Figuren zum Krabbelgottesdienst gemeldet – ob sie jetzt wohl zu sprechen sei?“

Kein Wunder, dass man als Kind ganz automatisch eine seelsorgerlich-pastorale Art entwickelte. Das ist sicherlich eines der prägenden Elemente des Lebens im Pfarrhaus: Man lernt sehr gut, mit Menschen umzugehen, ja noch mehr: mit fast allen Lebenslagen und Situationen umzugehen und sich nicht unterkriegen zu lassen.

PERSÖNLICHE EINSATZFREUDE

Aber selbst mit dem besten Zureden kann man Leute am Telefon nicht ewig abspeisen, und da man seine Eltern auch nicht hängen lassen möchte, muss man irgendwann selbst anpacken. Ob man fürs Osterfrühstück eindeckt, im Kindergottesdienst die Lieder am Klavier begleitet oder spontan als Jugendleiter auf einer Konfirmandenfreizeit einspringt: Einsatzfreude ist nicht nur gefragt, sondern wird irgendwann Teil der eigenen Person: das Große im Blick haben und, wo nötig, auch im Kleinen zupacken. Konkret hieß das z.B. für unser Weihnachtsfest: zuerst Familiengottesdienst, bei dem wir in jungen Jahren zuerst im Krippenspiel, später im musikalischen Mini-Ensemble selbst mitspielten. Danach aufräumen, Zettel einsammeln, Bänke wieder gerade rücken, verirrte Hirtenjungen ihren Eltern zuführen und die nächsten Besucher willkommen heißen; manch einen bitten, den Kaugummi herauszunehmen oder die Mütze abzusetzen, manche auch, in der Kirche kein Solitär mehr auf ihrem Handy zu

spielen. Noch einmal das Ganze beim zweiten und dritten Gottesdienst, und wenn dann abends um acht alle Stühle weggeräumt, alle Kerzen ausgeblasen und der obligatorische Weihnachtsschnaps mit den Mesnern getrunken war, dann hieß es auch für uns: Frohe Weihnachten! Jedenfalls bis um 23 Uhr der nächste Gottesdienst wartete.

Aber in all den Jahren wurde der ganze Einsatz niemals hinterfragt oder abgelehnt, sondern hatte etwas ganz Selbstverständliches – ja vielleicht wäre es ohne den Stress gar kein richtiges Weihnachten gewesen.

BILDUNG RUND UM DIE UHR

Neben der Einsatzfreude wurde uns auch umfassende Bildung zuteil. Das Pfarrhaus als Bildungsinstitution galt auch für uns, natürlich. „Darüber wird gar nicht diskutiert“, würde mein Vater sagen. Pfarrertypisch war sein Arbeitszimmer eine kleine Bibliothek, an der einzigen freien Wand hingen Faksimiles ausgewählter, kalligraphisch wertvoller Buchseiten – und seine Geige. Auch für uns gab es von früher Kindheit an Musikunterricht, fast alle spielen wir zwei oder mehr Instrumente, auch wenn die häusliche Kammermusik zum Leidwesen der Eltern nie so richtig in die Gänge kam: Statt des „barocken Gedudels“ eines Telemann oder Händel wollten wir Kinder nämlich immer gleich mit der Romantik anfangen, was dann natürlich regelmäßig schiefging.

Dafür war das Singen eine große Säule: Augustins „bis orat qui cantat“ („zweifach betet, wer singt“) wurde uns schon früh beigebracht. Und buchstäblich früh praktiziert:

Jeder Morgen startete mit einer ausführlichen Andacht vor dem Frühstück; wie oft, wenn wir mal wieder spät dran waren und die S-Bahn zu



BILD: © RIKE / PIXELIO.DE

verpassen drohten, verfluchten wir innerlich und heimlich Vaters „Geistige Speise ist wichtiger als leibliche“. Mittags das Singen vor dem Essen, abends Lied und Gebet vor dem Zu-Bett-Gehen sorgten dafür, dass uns ca. 90% der Lieder des evangelischen Gesangbuchs geläufig sind.

Die meisten Pfarrhäuser sind vollgestellt mit Bücherregalen – nur ein Ausdruck des umfassenden Bildungsanspruches.

Aber auch säkulares Liedgut wurde gepflegt, häufig beim abendlichen „Wunschkonzert“, bei dem wir zusammen um das Klavier saßen und jeder sich ein Lied aussuchen durfte, aus der „Mundorgel“ oder dem „Zupfgeigenhansl“, dem Liederbuch der Wandervogelbewegung aus dem 19. Jahrhundert.

Auch jenseits der Musik wurde Bildung hochgehalten: Alle vier haben wir ein humanistisches Gymnasium besucht und mein Vater investierte viel Zeit, Geduld und manche Strenge darauf, uns in eben jenem Arbeitszimmer erst Latein-, später Griechisch-Vokabeln abzufragen.

Unvergessen die vielen Stunden während des „Zwiebelns“, in denen der eigene Blick, während der Kopf verzweifelt nach den Futur-II-Formen von „laudare“ suchte, die Buchrücken von Luthers gesammelten Werken entlangglitt ...

Wenn man auf diese Weise schon von früher Kindheit an zum Geburtstag der Eltern klassische Gedichte zum Besten gibt, am Esstisch die großen Fragen der Welt unter Verwendung der lateinischen Fachbegriffe verhandelt, jahrelang deutsche Balladen, Gregorianik und Paul Gerhardt rauf und runter singt, erahnt man langsam, was „Hort deutscher Kultur“ heißen könnte und warum immer gesagt wird, dass das Pfarrhaus ein solcher wäre.

Ja, Einfühlungsvermögen, zupackende Hände und eine umfassende Allgemeinbildung bekommt man im Pfarrhaus auf jeden Fall mit.

Balance zwischen Amt und Privatleben?

Aber eins bleibt schwierig: herauszufinden, wo in der Mitte zwischen den beiden Türen, zwischen den beiden Bereichen von Privatem und Gemeindegemeinde, man selbst steht. Mein Vater hatte die Frage beantwortet. Sein Arbeitszimmer war vor allem Büro der Gemeinde: Erst kommt das Amt, in das einen Gott berufen hat, dann die Privatperson. Zwar haben wir unseren Vater wahrscheinlich mehr gesehen als viele andere Kinder – wir haben fast alle Mahlzeiten gemeinsam eingenommen; und man konnte, außer es wurde Predigt geschrieben, fast immer im Arbeitszimmer vorbeischauen und meinen Vater etwas fragen. Aber als Privatperson und

außerhalb des Pfarrerdaseins haben wir ihn selten erlebt. Man konnte selbst in einer Großstadt wie München nicht ins Kino fahren, ohne nicht mindestens ein Gemeindeglied zu treffen. Und mancher Urlaub musste abgebrochen werden, weil gerade zu Hause eine verdiente Person aus der Gemeinde gestorben war.

Bei solch einem omnipräsenten und alles ergreifendem Pfarramt war es nicht einfach, seinen Weg dagegen aufzubauen und zu behaupten. Weil gefärbte Haare und Nicht-in-den-Gottesdienst-Gehen nicht nur für Stress und Enttäuschung bei den Eltern gesorgt hätten, sondern auch ein Aus-der-Reihe-Fallen der vier ach so vorbildlichen Geschwister bedeutet hätte – und das vor den Augen der ganzen Gemeinde!

LEBENS-AUFGABE DER BESONDEREN ART

Und doch fühlt man irgendwann einmal, dass einem die ganzen Gesänge, Gebete und Formeln gerade nichts sagen; dass man einfach „keinen Bock drauf hat“, dass auch die Gemeinde ihre Meinung zur aktuellen Freundin kundtut und dass in der Schule von einem erwartet wird, dass man als Pfarrerskind besonders vorbildlich ist. Je stärker diese Gefühle werden, desto größer wird die Herausforderung, sein eigenes Verhältnis zu dieser Rolle „Pfarrerskind“ aufzubauen; und da das immer auch „Verhältnis zum Vater bzw. zu den beiden Eltern“ heißt (meine Mutter leistete als Pfarrfrau ehrenamtlich eine zweite volle Stelle), hat es diese Lebens-Aufgabe ganz besonders in sich.

Pfarrerskinder, sagt man, sind daher entweder ganz Brave oder gehören zu den Schlimmsten. Wir waren die Braven. Wir haben wenig dagegen aufbegehrt, haben mitgeholfen und waren vorbildlich; wir zwei älteren Brüder vielleicht noch mehr als unsere Schwestern. – Vermutlich ist das auch ein Grund, weswegen wir beiden Älteren auch wieder bei der Theologie gelandet sind. Irgendjemand muss das Pfarrhaus schließlich weiterführen, das sich schon über so lange Generationen für die große Sache des Glaubens und der Kirche eingesetzt hat.

BEWUSSTE ENTSCHEIDUNG

Auf die Frage, ob das Theologiestudium dann nicht – um die Meinung eines Gemeindeglieds zu zitieren – die Kapitulation vor dem eigenen Elternhaus sei, wenn man doch endlich die Freiheit hätte, etwas anderes zu studieren, würde ich antworten: ja und nein.

„Ja“, weil die Vorprägung durch die Eltern bei der Frage nach dem Theologiestudium in unserer Situation natürlich eine ganz besondere Rolle spielt, der man sich nicht entziehen kann. Die Hochschätzung der Theologie, die Wichtigkeit der „Institution Pfarrhaus“, die Vielseitigkeit des Berufs – all das würden wir natürlich nicht so positiv sehen, wenn wir es nicht so kennengelernt hätten. Und unbeeinflusst gelassen hat es uns sicher nicht.

Und „nein“, weil man sich als Pfarrerskind mit einem Theologiestudium der schwierigsten Aufgabe überhaupt stellt: Wenn schon das Loslösen von den elterlichen und gemeindlichen Erwartungen im Le-

ben allgemein schwierig ist, z.B. bei der Frage des Musikstils und ihrer Lautstärke, der Kürze der Röcke und der Nacht, dann ist die größte Herausforderung, theologisch seinen eigenen Weg zu finden. Weil das nicht nur heißt, seinem eigenen individuellen Pfad zu folgen und Ungewünschtes hinter sich zu lassen, sondern auch, sich mit dem Elternhaus, der Gemeinde und der Landeskirche inhaltlich auseinanderzusetzen. Von daher ist das Theologiestudium, das für mich immer auch ganz stark von dieser Frage geprägt ist, eine sehr bewusste Entscheidung.



BILD: WEBMEDIA

Die Entscheidung zum Theologiestudium fällt nicht immer leicht und muss wohlüberlegt sein.

Und das macht das Pfarrhaus zu solch einem besonderen Ort der Kindheit: Es ist so präsent, dass man sich auf seine Art – als „Braver“ oder „Schlimmster“ oder irgendwo dazwischen – damit auseinandersetzen muss. Irgendwann musste man wissen, welche Antwort man auf den Ausruf in der Schule: „Du darfst doch als Pfarrerskind gar nicht schummeln!“ gibt. – Das galt für alle: Angela Merkel, Herrmann Hesse – und für mich selbst. ●

Dieser Artikel ist ein Auszug aus der Zeitschrift:

CA - Confessio Augustana

Das Lutherische Magazin für Religion,
Gesellschaft und Kultur

Glaube und Politik



Heft 2 / 2014

CA wird herausgegeben von der Gesellschaft für Innere und Äußere Mission im Sinne der lutherischen Kirche e.V.
<http://www.gesellschaft-fuer-mission.de>

Weitere Artikel stehen unter <http://confessio-augustana.info>
zum Herunterladen bereit.

Gesellschaft für Innere und Äußere Mission im Sinne der lutherischen Kirche e.V.
Missionsstraße 3
91564 Neuendettelsau
Tel.: 09874-68934-0
E-Mail.: info@freimund-verlag.de